

Ber. z. dt. Landeskunde	Bd. 72, H. 2, 1998, S. 85–114	Flensburg
-------------------------	-------------------------------	-----------

Hans-Dietrich SCHULTZ, Berlin

Deutsches Land – deutsches Volk *Die Nation als geographisches Konstrukt¹*

Summary

German territory – German people. Nation as a geographical construct.

Even in antiquity, it has been a recognised fact that the character of a people is considerably influenced by the climate and the geography of a country. If we travel to a different country, we encounter a different people with different lifestyles and customs. In regional geography of the late 18th century, this thought is approached and developed to become a research programme which has always had a political turn, as it was connected to the normative assumption that *one* country, *one* people and *one* state should go hand in hand. However, the geographic “invention” of the German nation created problems: there was neither agreement as to where the natural end of the German nation was nor did surface forms and climate permit an homogenous German national character. The German geographers succeeded however in justifying Germany as being a nation intended by the natural circumstances of its location. The morphological disunity of the country became the harmonious trinity of flat lands, hills and mountains, and the climatic differences between north and south was surmounted by assuming a mild general climate. If needs be, a lack of natural borders can be overcome by state decree. However, the concept of cultural landscape offered itself as the most effective strategy of homogenisation: people working their own soil created the German public spirit and determined the borders of the German nation. But regardless of whether the geographer identified the unity of a nation more on the basis of the country than on the people, the assumption of a secret effective affinity between the people and the nature played an important role. This provided even the geographic legitimation to banish or suppress “foreign” peoples. Not every territory fits for any people.

¹ Vortrag, gehalten am 15.01.1998 in Trier anlässlich der Emeritierungsfeier für Prof. Dr. Walter Sperling.

1 Das Problem: Nationen sind ... ?

Wie kaum ein anderer Begriff gehört „Nation“ zu jenen, die es einerseits zu größter öffentlicher Wirksamkeit gebracht haben, die aber andererseits überaus schillernd geblieben sind und trotz generationenlanger Aufräumarbeiten noch immer voller semantischer Fallen stecken. Die Spannweite der bisher historisch aufgelaufenen Begriffsklärungen ist groß und schöpft alle Möglichkeiten zwischen purem Objektivismus und reinem Subjektivismus aus. Sind Völker und Nationen nichts als Fiktionen, irreale Welten, die nur in den Köpfen der Menschen existieren, ohne Pendant in der Wirklichkeit, oder lassen sie sich ähnlich wie Steine, Pflanzen und Tiere bestimmen?

Wäre letzteres der Fall, so wäre „das Studium der Nationen (...) ein leichtes“ und könnte „wie die Ornithologie betrieben werden“ (HOBSBAWN 1991, 15). Aber Nationen sind keine Sperlinge: Sie sind nicht das Ergebnis einer keimhaft vorgegebenen *zeitlosen* Identität, die sich nach ihrem historischen Erwachen in der Geschichte entfaltet und mit dem Nationalstaat ihr vorherbestimmtes Ziel erreicht; Nationen sind vielmehr *zeitgebundene* ‚Erfindungen‘, die alte, brüchig gewordene Loyalitäten und Identitäten allmählich verdrängen und schließlich zur *Norm* für die Entwicklung der politischen Landkarte werden. Das Bewußtsein, eine Nation zu sein, ist als Identifikations-Angebot somit früher da als die Nation. Daß sich dieses Bewußtsein mit Inhalten auffüllt, die es jenseits der Geschichte sucht, verschleiert nur den konstruktivischen Charakter der Nationsidee, auch wenn sich ganze Disziplinen mehr als eineinhalb Jahrhunderte lang daran abgearbeitet haben, das Gegenteil zu beweisen, um den unterstellten Inhalten die Weihe einer unbestreitbaren Realität zu geben.

Das gilt selbstverständlich auch für den sogenannten Volks- oder Nationalcharakter. Verstünde man ihn als konstantes Naturell der Völker und nicht als Konstrukt, bei dem es weniger auf die Realität als vielmehr auf die Überbrückung dieser Realität, z.B. der tatsächlichen Machtverhältnisse, Interessenkonstellationen und sozialen Lagen ankommt, so würde man eine stereotype Selbstbeschreibung in eine objektive ‚Wesensbestimmung‘ verwandeln und sich den Vorwurf einer unzulässigen Verdinglichung einhandeln. Eine solche Verdinglichung hat sich im deutschen Nationalstaatskonzept allmählich durchgesetzt. Unverrückbare objektive Faktoren bestimmten nun die Zugehörigkeit zur Nation, die von der Zustimmung der Subjekte unabhängig wird, weil sie schon *vor* dem Bewußtsein existiert.

Gezählt wurden zu den Faktoren auch geographische, die noch zu Beginn der 1960er Jahre bei einer Befragung von ca. 400 Ober- und Berufsschülern voll präsent waren, ja sogar mit deutlichem Abstand vor allen anderen rangierten. Nicht politisch-historische, rassische oder kulturell-

religiöse Gründe, sondern das „Land“, das „Klima“, die „geographische Lage“, die „Umwelt“, die „Bodenbeschaffenheit“ oder die „Landschaft“ werden primär für die Völkerunterschiede verantwortlich gemacht, von deren Existenz eine überwältigende Mehrheit der Schüler überzeugt war (WOLF 1963, 68ff., 79ff.). Wie selbstverständlich („Denn es ist doch klar ...“) korrelieren in den frei formulierten Antworten Temperament, Arbeitshaltung und Lebensstile der Völker mit den natürlichen Bedingungen ihrer Lebensräume, vor allem den Temperaturverhältnissen, und spiegeln auf diese Weise eine lange geographische Denktradition, die inzwischen allerdings ausgelaufen ist. Immerhin stößt man noch 1997 en passant in einer 1000seitigen Monographie zur politischen Ethik auf die Bemerkung: „Klimatische Faktoren beeinflussen den Charakter eines Volkes“ (HÖSLE 1997, 601).

Daß und wie der geographische Diskurs mit dem nationalpolitischen Diskurs verschränkt war, ist der Gegenstand meines Vortrags. Dazu muß ich etwas weiter ausholen und zunächst auf die Klimatheorie näher eingehen.

2 Das nationale Klima (bei Herder)

Die Grundzüge der Klimatheorie, deren Anfänge für Europa auf das fünfte vorchristliche Jahrhundert datiert werden, sind rasch skizziert. Zwischen zwei klimatischen Extremen, den Ländern des Nordens und den Ländern des Südens, liegt eine moderate Mitte, wobei sich Körper und Geist bezüglich der Wirkung des Klimas genau umgekehrt proportional zueinander verhalten: Je robuster der Körper, desto träger der Geist. So führen Hitze und Kälte zu extremen Einseitigkeiten der Völker, gemäßigte Temperaturen dagegen zu einem optimalen Mischungsverhältnis aller menschlichen Qualitäten. Demzufolge erscheinen die Mittelvölker geistig wie körperlich beweglich und analog zu ihrem abwechslungsreicheren Klima auch typenreicher als die Völker der beiden Extrem-Zonen, die sich vorwiegend durch Phlegma oder durch übermäßige Leidenschaft auszeichnen.

Diese *schematische* Erklärung der Völkerdifferenzen gehörte seit dem 17. Jh. im Zuge der frühneuzeitlichen Renaissance des Altertums zum medizinischen und ethnographischen Standardwissen; sie fand aber auch breiten Eingang in die schöne Literatur, so daß das antike Wahrnehmungs-Schema bis auf die Ebene des Allgemeinwissens durchschlug. Gerade seine Schlichtheit und „unbegrenzte Anpassungs- und Modulationsfähigkeit“ (HARD 1988, 215) machten das Geheimnis seines Erfolges aus; denn eben dadurch war es möglich, vor allem die Europa überflutenden überseeischen Informationen in den Griff zu bekommen und zu übersicht-

lichen kognitiven Karten zu verarbeiten. Zudem entsprach diese Vorgehensweise der noch „weitgehend scholastischen“ Denkform der Zeit, die die eigene Beobachtung der „tradierten Stereotypie noch keineswegs grundsätzlich“ überordnete: „Kategoriale Ordnung sollte sich empirisch in geographischer Ordnung ausdrücken“ (MAURER 1996, 92, 93) und nicht umgekehrt. Selbst als die Klimatheorie in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s verschärft unter Falsifikationsdruck geriet, wurde sie nicht einfach ad acta gelegt: „Man war fasziniert von ihr und betrachtete sie zugleich mit erheblicher Skepsis, man verfuhr nach ihr und kritisierte sie zugleich als Methode, man verwarf ihre Befunde und ersetzte sie bedenkenlos durch ähnlich gewagte Spekulationen“ (KIESEL 1988, 129).

In Deutschland wurde die Klimatheorie, nachdem sie anderswo ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, vor allem durch Herder (zit. wird nach SUPHAN 1967, röm. Bd.-Zählung) zu einem Thema, der sich fast sein Leben lang um eine tragfähige Verknüpfung von ‚Land und Leuten‘ abmühte. Immer wieder stößt man bei ihm auf eine *Analogisierung* von Klima und Nationalcharakter, die klischeehaft den Nord-Süd-Gegensatz strapazierte (z.B. XIV, 257) und die schönsten und vernünftigsten Völker dem gemäßigten Mittelstrich zuordnete (XIII, 226; XIV, 211); andererseits relativierte Herder die Klimawirkungen durch Abstammung, Vererbung und Geschichte der Völker (vgl. FINK 1984, 170ff.).

Und noch aus einem weiteren Grunde wäre es falsch, Herder uneingeschränkt zum *Klimadeterministen* zu stempeln; denn die Bedeutung des Klimas wird von ihm je nach Kontext variiert und insgesamt als ein produktives „Chaos“ von höchst ungleich wirkenden Ursachen aufgefaßt. Selbst die Lebens- und Arbeitswelt (XIII, 234; 268f.) konnte ein Teil des Klimas sein, so daß es in dieser weiten Fassung jede deterministische Strenge verlor. Es wird gleichsam zu einem ‚Schwarzen Loch‘, das jede präzise Erfassung von Wirkungen unmöglich macht. Schon in einem frühen Entwurf zu seiner Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte“ findet sich der Hinweis, daß es „im Einzelnen bei der Verrechnung und Zusammenrechnung dieser [klimatischen] mit andern wirkenden Ursachen, und also in der ganzen Anwendung dieser Geographie der Menschheit ewige Ungewißheit und Verwirrung geben“ werde, „weil immer nebenan zu viel und zu ungleichartige Kräfte wirken“ (V, 588; Herv. d. Verf.). In den „Ideen“ wird dann daraus „eine unmerkliche Disposition“ bezüglich der „Sitten und Lebensweise“ der Völker, die sich nur schwer isolieren lasse: „Das Klima zwinget nicht, sondern es neiget“ (XIII, 273).

Dieses sanfte Klima wird nun von Herder über die Geschichte zu einem Mensch-Natur-System verknüpft, das auf *naturgesetzliche* Weise ein harmonisches Gleichgewicht anstrebt. Ist dieses Gleichgewicht (oder „Maxi-

mum“, wie Herder selbst sagt) gestört, so sorgen innere Kräfte des Systems dafür, daß es sich in mehr oder weniger heftigen „Schwingungen und Oszillationen“ (XIV, 226) seinem alten Beharrungszustand wieder nähert. *Kulturen* sind für Herder demzufolge nichts anderes als in der *Zeit* geglückte Synthesen von *äußerem* Ort und *innerem* Charakter der Völker, von *äußerer* Natur und *innerer* „Lebenskraft“; es handelt sich, und das ist entscheidend für seine Weltanschauung, um einmalige, auf sich selbst zentrierte *Individualitäten*, die dem einzelnen alles bieten, was er zum Leben braucht. Begünstigt wird diese „Autozentriertheit“ (FULDA 1996, 186) durch den Bau der Erde, die mit ihren Bergen, Flüssen und Meeren den Kulturen einen äußeren Rahmen setzt. So hatte jedes „Land“ *sein* Volk (vgl. HERDER IV, 377), das zu diesem und keinem anderen Ort gehörte, und umgekehrt jedes Volk sein „Land“. Es war daher nur konsequent, wenn Herder den europäischen Kolonialismus verurteilte und die Vorstellung der Europäer, die Welt könnte nur als europäische Welt glücklich sein, entschieden zurückwies.

Aber auch für Europa selbst und seine politischen Verhältnisse stellte Herders Denken eine erhebliche Herausforderung dar. Radikal wandte er sich in seinen „Ideen“ gegen die „wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter Einem Szepter“, wie es zu seiner Zeit üblich war; an die Stelle solcher „künstlichen Staaten“ oder „Maschinenstaaten“, die dem frühneuzeitlichen Prinzip der Staatsraison folgten, sollte bei ihm der *natürliche* Staat treten: Der „natürlichste Staat“ aber sei „*Ein* Volk, mit Einem Nationalcharakter“ (XIII, 384; Herv. i.O.). Damit bekommt die Klimatheorie eine nationalpolitische Wendung: Sie stützt, ja verlangt die *nationale Emanzipation* und damit zugleich die *Abgrenzung* von anderen Nationen, allerdings keineswegs die Volksherrschaft, denn „das gebietende Volk ist ein wahrer Leviathan“ (XIII, 386).

Herder leitet die Legitimation des Nationalstaats auch nicht aus der Vertragstheorie der Aufklärung ab; wie eine „Pflanze der Natur“ (XIII, 384) wächst dieser vielmehr im ‚Garten des Seins‘ als ein *organisches Individuum* heran, das den „*Mittelpunkt*“ seiner „Glückseligkeit *in sich*“ trägt, „wie jede Kugel ihren Schwerpunkt!“ (V, 509; Herv. i.O.). Hier nun kommt Herders „genetische Kraft“ zum Zuge: Sie ist für ihn die „Idee der schaffenden Natur“ (XIII, 273f.), die sich „als genetischer Geist und Charakter eines Volks“ offenbart, der „unerklärlich und unauslöschlich“ sei: „so alt wie die Nation, so alt wie das Land, das sie bewohnt“ (XIV, 38). Hegels *Volkgeist* kündigt sich an, der als „Sohn“ seines „Bodens“ (HEGEL 1986, 106) diesen Boden mithandelnd in die Geschichte hineinzieht.

Allerdings sind die Geister der Völker nicht schon von sich aus so lebendig, daß sie ohne Erziehung auskämen. Darum empfiehlt Herder den

Einsatz des *Vorurteils* zu ihrer Formierung: „Es drängt Völker zu ihrem *Mittelpunkte* zusammen, macht sie vester auf ihrem *Stamme*, blühender *in ihrer Art*, brünstiger und also auch glückseliger in ihren *Neigungen* und *Zwecken*. Die unwissendste, vorurtheilendste Nation ist in solchem Betracht oft die erste: das Zeitalter fremder Wunschwanderungen, und ausländischer Hoffnungsfahrten ist schon *Krankheit, Blähung, ungesunde Fülle, Ahnung des Todes!*“ (V, 510; Herv. i.O.). Es läßt sich nicht wegdiskutieren: Das *Eigene* wird bei Herder über die *Ab-* und *Ausstößung* des Fremden gewonnen. Sein Doppelkampf gegen den abstrakt-universalistischen Menschen der Aufklärung und die Willkür der absolutistischen Potentaten landet in einem strukturell eingebauten *Fremdenhaß*.

Dieser *ethnonationalistische* Herder ist jedoch nur der halbe Herder. So treibt er den Rückzug der Nationen auf sich selbst, ihre vereinnahmende und ausgrenzende Totalität, nicht so weit, daß jegliche Kulturübertragung verboten wäre; selbst die Vermischung von Nationen wird von ihm nicht rundweg abgelehnt und verurteilt, z.T. sogar ausdrücklich begrüßt (vgl. SCHULTZ 1998). Vor allem aber finden die Nationen bei Herder über die christlich imprägnierte *Menschheit*, die er als göttliche Setzung unterstellt, den unsichtbaren *Einheitspunkt*, vor dem ihre individuelle Besonderheit zur bloßen Schattierung der *einen* Gattung verblaßt (XIII, 255). Das Allgemeine und das Besondere, „*Patriotismus*“ und „*Aufklärung*“ sind bei ihm keine Gegensätze, sondern „die beiden Pole (...), um welche sich alle Sittencultur der Menschheit bewegt“ (XIV, 121; Herv. i.O.). So sieht er die Völker sich beistehen „als Familien“ und wetteifern um den „schönsten Kranz der Humanität und Menschenwürde.“ Das Vorurteil ist also nur gut „zu seiner Zeit“ (V, 510); es soll den Völkern ihre Individualität bewußt machen, damit sie ihrer menschheitlichen Aufgabe gewachsen sind.

Schon im „Journal meiner Reise“ von 1769 entwickelte Herder ein Erziehungsprogramm, das diese *universalistische* Seite seines Weltbildes bezeugt. So soll die (für Livland geplante) Schule zwar „in Religion, Geschichte, Geographie, Naturhistorie, Politik, Vaterlandsgegenden u.s.w.“ möglichst „National[-] und Provincialfarbe“ bekommen, doch dies „nicht mehr, als [unbedingt an] Farbe seyn müße (...): denn der Schüler soll für alle Welt erzogen werden“ (IV, 401). Der Mensch sei weder dazu bestimmt, „Jude, noch Araber, noch Grieche, noch Wilder, noch Märt[y]rer, noch Wallfahrer“ zu sein; sondern „der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, Tugendhafte, geniessende Mensch, den Gott auf der Stufe unsrer Cultur fo[r]dert“ (IV, 365).

3 Das Land-Paradigma der Geographie

Herders die Nationswerdung naturalisierendes Geschichtskonzept hat nicht nur den deutschen Nationalstaatsdiskurs wesentlich inspiriert (vgl. DÜDING 1984, 26f.), sondern auch die um 1800 nach einem neuen Profil suchende Geographie nachhaltig beeinflusst (vgl. EISEL 1980, HARD 1988, SCHULTZ 1997b). Die in der Herderforschung von Fink aufgestellte Behauptung, daß die Klimatheorie „auch nach Herder kein großes Echo in Deutschland“ (FINK 1987, 175) gefunden habe, ist daher falsch. Zwar ging ihre Bedeutung als wissenschaftliches Gemeingut im 19. Jh. insgesamt zurück, in der Geographie aber gewann sie über die *Länderkunde* ein paradigmatisches Gesicht. Überall in der geographischen Literatur stößt man auf die (u.a. von Carl Ritter weitergegebene) Gedankenwelt Herders und auf die Spuren der Klimatheorie.

So wirbt z.B. Löwenberg im „Gesellschafter“ (Untertitel „Blätter für Geist und Herz“) bei einem breiteren Publikum für das „Studium der Geographie“ mit dem Hinweis: Wie „die vollkommene Eigenthümlichkeit“ der Pflanzen- und Tierwelt „nur ihrem heimathlichen Boden“ entspringe und selbst „unter der sorgsamsten Pflege“ in „einer ihr fremden Zone“ nicht gedeihe, so schlage auch der Mensch mit seiner „körperlichen und geistigen Entwicklung (...) tief seine Wurzeln in den Schoß des heimathlichen Bodens“, um „nach der Eigenthümlichkeit desselben (...) entweder gleich elendem Krüppelholz“ zu verkümmern oder „kräftig himmelwärts gleich der edlen Pinie“ zu streben. Eben „dieser Einfluß der physischen Welt auf die rein geistige, dieser geheimnisvolle Zauber des Ineinanderwirkens des Sinnlichen und Geistigen“ gebe der Geographie, „insofern Völkerkunde einen wesentlichen Theil derselben“ ausmache, „einen eigenen Reiz“ (LÖWENBERG 1831, 593f.).

Das dazu passende Lehrbuchwissen findet sich, hier nur ein Beispiel von vielen, bei Gustav Leopold Staedler, der an der städtischen höheren Töchterschule in Berlin unterrichtete: „Wie (...) jeder Erdtheil in besondere Länder zerfällt, die sich je nach den Zonen, in welchen sie liegen, oder je nach ihrem Verhältnisse zu den umschließenden Gewässern, oder endlich auch je nach Höhe und Tiefe oder ebener oder gebirgiger Beschaffenheit mehr oder weniger von einander unterscheiden: so unterscheiden *sich nach eben dieser Maßgabe* auch in jeder einzelnen Menschenrace [Herder kannte nur Varietäten] wiederum besondere *Völker* und *Völkerstämme*, dergestalt, daß, wie jeder Erdtheil seine ihm eigenthümliche Race, so jedes Land sein ihm eigenthümliches Volk aufweist. Das Menschengeschlecht wird durch die geographische Verschiedenheit der Räume, die es bewohnt, überall anders *individualisirt*“ (STAEDLER 1863, 377f.; Herv. i.O.).

Diesen kognitiven Zugriff auf die Welt, der Völker und Kulturen als *kollektive Individuen* begreift, hatte Wilhelmi schon 1820 in die *Doppelregel* gefaßt: „Wie sein Wohnsitz, so der Bewohner; (...) wie der Bewohner, so sein Wohnsitz“ (WILHELMI 1820, 52). Trotz aller Sonderung aber, die er streng durchgeführt wissen wollte, blieb auch bei ihm, wie bei Herder, die menschheitliche Ebene nicht ausgeblendet. So wie sich der Charakter der Völker im „Character jedes Einzelnen“ abspiegele, so leuchte der Charakter der Menschheit, „mehr oder minder individualisirt“ (101), wiederum in den einzelnen Völkern durch. Auch warnte Wilhelmi davor, das Sonderungsprinzip zur Tadelung alles Fremden zu benutzen; es sei vielmehr die Basis für die Vermeidung aller Einseitigkeiten und werde „*eine freyere weltbürgerliche Ansicht in uns wecken*“ (124; Herv. i.O.). Gerade durch die Geographie könne man lernen, daß ein Volk trotz aller Andersartigkeit genau so „vernünftig und folgerecht“ handle wie das eigene Volk, ja daß es, „wenn es vernünftig handeln“ wolle, „auch anders handeln müsse“, weil es „in andrer Umgebung unter einem andern Himmel unserer [Lebens-]Weise nicht folgen könne“ (124). Gleichzeitig monierte Wilhelmi jedoch, daß der Deutsche „nur zu gern (...) [weltbürgerlichen] Ideen Raum“ (124) gebe.

Diese Vorstellung, daß das deutsche Volk dazu neige, die *Nation* zugunsten der *Welt* zu verlieren, gehörte zum Gemeingut der Gebildeten wie der Geographie. So sprach v. Roon z.B. von einer „blinden Verehrung für alles Fremde“ (v. ROON 1845, 96), Daniel von einem „Cult des Fremden“ (DANIEL 1863, 53); und Ratzel beklagte (mit vielen anderen), daß die Deutschen „in fremdem Volkstum ihre nationale Eigenart schneller“ aufgaben „als andre Völker“ (RATZEL 1898, 313). Statt eines kulturellen Selbstbewußtseins, das die eigene Kultur schätzt, ohne die anderer Völker für minderrangig zu halten, setzte sich jedoch im Verlaufe des 19. Jh.s (in wie außerhalb der Geographie) ein strammer Kultur-*Imperialismus* durch, der einem *Eurozentrismus* huldigte und in seinem Rahmen auch dem deutschen Volk eine *missionarische* Menschheitsaufgabe zuwies. Die behauptete Überlegenheit Europas erklärte man dabei nicht zuletzt mit seinem *gemäßigten Klima*, das den Europäer zum Kolonisator der Welt prädestiniert habe. Dieser Aspekt muß jedoch im folgenden zurückstehen. Dagegen ist es unumgänglich, sich zum besseren Verständnis des geographischen Anteils am Nationalstaatsdiskurs mit einer Besonderheit der damaligen Geographie vertraut zu machen, die heute eher absurd wirken mag: die *normative* Aufladung des Landbegriffs.

Das Land ist für den Geographen mehr als eine deskriptive Kategorie, es schreibt dem politischen Prozeß eine *im Sein selbst* verankerte Verbindlichkeit vor, so daß der wahre Staat *als Land* wie ein Stück verlängerte

Natur erscheint und das Land zum natürlichen „Leib“ (ANONYMUS 1848, 89) oder „Gefäß“ (MAULL 1938, 9) von Volk und Staat wird. Diese *naturale* Bestimmung des Politischen ist zunächst nicht mehr als ein von der Geographie behauptetes Gebot der Natur, das wie alle Gebote befolgt oder ignoriert werden kann. Bei gebotswidrigen Entscheidungen des Menschen sorgt allerdings das Normative in der Natur (die unsichtbare Hand Gottes) selbst dafür, daß die entstandenen Werke à la longue wieder verschwinden. So ist der Mensch *frei* und kann dennoch einer *naturalen Determination* der Geschichte nicht entkommen. Die normativ aufgeladene konkrete Natur aber wird zur Waffe gegen eine für ‚unnatürlich‘ erklärte Gegenwart und damit zu einer Utopie für die Staatenkarte der Zukunft.

Das ist der Sinn der klassischen Länderkunde, die im Landbegriff *Sein* und *Sollen* miteinander verschmilzt. Volk und Staat können, so Ritter, nur dann „zum vollen Einklange mit sich selbst gelangen“, wenn sie sich ihrer „rechten Stellung“ (RITTER 1822, 6f.) zur Landesnatur, nämlich der Abhängigkeit von ihr, bewußt würden. Für den Geographen, hier Lisch, steht fest: „Jedes Land, welches von *einem* Volke bewohnt wird, das *einen* Staat bildet, hat in der Regel *wirklich* Naturgrenzen. Die Völker finden Befriedigung ihres Lebens nur durch die *Individualität* ihres Bodens, auf welchem sie geboren wurden“ (LISCH 1828, 222; Herv. d. Verf.). Ausnahmen werden „zu den Anomalien oder Abnormitäten“ gerechnet, „wie sie in allen Naturverhältnissen vorzukommen pflegen“ (LÜDDE 1844, 155). Wo aber eine solche Differenz keine die Regel bloß bestätigende Ausnahme war, sondern eine gravierende Verletzung der Naturordnung darstellte, da mußte aus geographischer Sicht die Politik so lange darauf hinwirken, bis „wirkliches Staatsgebiet“ und „natürliches Staatsgebiet“ (WINKLER 1872, 18) zusammenfielen. Denn ein Volk, so Ernst Kapp, werde „erst dann“ seine historische Rolle unter den Völkern erfolgreich spielen können, wenn es durch Absicherung nach außen auch über ein Bewußtsein seiner „innern Kraft“ verfügt; dazu aber gehöre, daß es „ein von der Natur abgegränztes Länderganzes in Besitz genommen und sich so *geographische Einheit* errungen hat“ (KAPP 1845/I, 202; Herv. i.O., dort ganzer Satz).

Die klassische Länderkunde war also von Anfang an auch ein *politisches Projekt*, das eingebunden war in den Prozeß der Nationalstaatsbildung. Wenn aber, so Wilhelmi, „nothwendig jedes Volk nach seiner freien innern Richtung und der Beschränkung durch seine äußere Umgebung, seine eigene [Lebens-]Weise“ habe, und „wenn einzig nur in dieser geschlossenen Nationalität jedes einzelnen Volkes sein eigenthümliches Leben genährt und erhalten“ werden könne, „warum sollten nicht auch wir, als Deutsche, unsre eigene *deutsche Weise* haben?“ (WILHELMI 1820, 125; Herv. i.O.). Was stand diesem Wunsch entgegen?

4 Schwierigkeiten mit Deutschland

4.1 Die Grenzfrage

Zunächst die Grenzfrage. Anders als der *dynastische* Staat, dessen Grenzen sich *beliebig verschieben* konnten, erforderte der Nationalstaat ein *festes* Raumbild und folglich ein Kriterium zur Fixierung seiner Grenzen. Nach gängiger Ansicht vertrat die deutsche Dichter-und-Denker-Elite zu Beginn des 19. Jh.s das Konzept der Sprachnation, tatsächlich ist dies jedoch nur die halbe Wahrheit, da führende Vertreter der deutschen Nationalbewegung sich stets auf zwei Hauptkriterien bezogen, auf die ‚*innere*‘ Sprach-Natur und die ‚*äußere*‘ geographische Natur, wobei man sich (in Reaktion auf die französische Rheinstrom-Forderung) am *Wasserscheidenprinzip* orientierte. Fraglich blieb nur, welchem dieser Kriterien, der Primat zukommen sollte, wenn sich beide nicht deckten. Während Arndt sich z.B. zuerst für die Geographie, später dann für die Sprache entschied, blieb Jahn bei der Wasserscheide, die er den Völkern wie ein Stoppschild entgegenhielt (vgl. SCHULTZ 1997b). Man könnte also ebensogut statt von einer *Sprach-* und *Kulturnation* auch von einer *Raum-* oder *Wasserscheidennation* der deutschen Nationalbewegung sprechen.

Auch den Geographen waren beide Kriterien bekannt, ihr neues Paradigma favorisierte jedoch die äußere Natur. Der Zeunesche Versuch von 1808, der Rhein und Oder zu Deutschlands „Urmarken“ machte (vgl. SCHULTZ 1993), scheiterte allerdings daran, daß er für die deutsche Nationalbewegung völlig inakzeptabel war. Statt dessen setzte sich in der Geographie mit Daniel (DANIEL 1863, 3ff.) ein Grenzzug durch, der im Westen bei Calais beginnt, dann an den Ardennen vorbei die Argonnen bis zum Plateau von Langres aufnimmt, die Südspitze der Vogesen berührt und dem Jura bis zum Genfer See folgt. Im Süden hält sie sich an die Wasserscheide der Alpen, im Osten an die kleinen Karpaten und an die Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel. Im Norden schließlich wird sie von den beiden Meeren mit dem Skagerrak gebildet (vgl. Abb. 1). Somit fiel das natürliche Deutschland nur im Osten teilweise mit dem politischen zusammen, während die österreichischen Territorien außerhalb des Deutschen Bundes und z.T. auch die preußischen nicht zum natürlichen Deutschland zählten. Aber auch Bundesterritorien blieben draußen, so Süd-Tirol und das österreichische Küstenland, die beide als Teile des natürlichen Italiens galten. Dagegen lagen Teile der Schweiz und Frankreichs, ferner Belgien, die Niederlande und Dänemark innerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands. Die unabhängigen Staaten wurden später im ‚*Kleinen Daniel*‘ als ‚deutsche Außenländer‘ bezeichnet (vgl. SCHULTZ 1995).

‚*Deutschland*‘ und ‚*Deutschland*‘ deckten sich also nicht, das politische war kleiner als das natürliche, das (entsprechend der Logik der Länder-

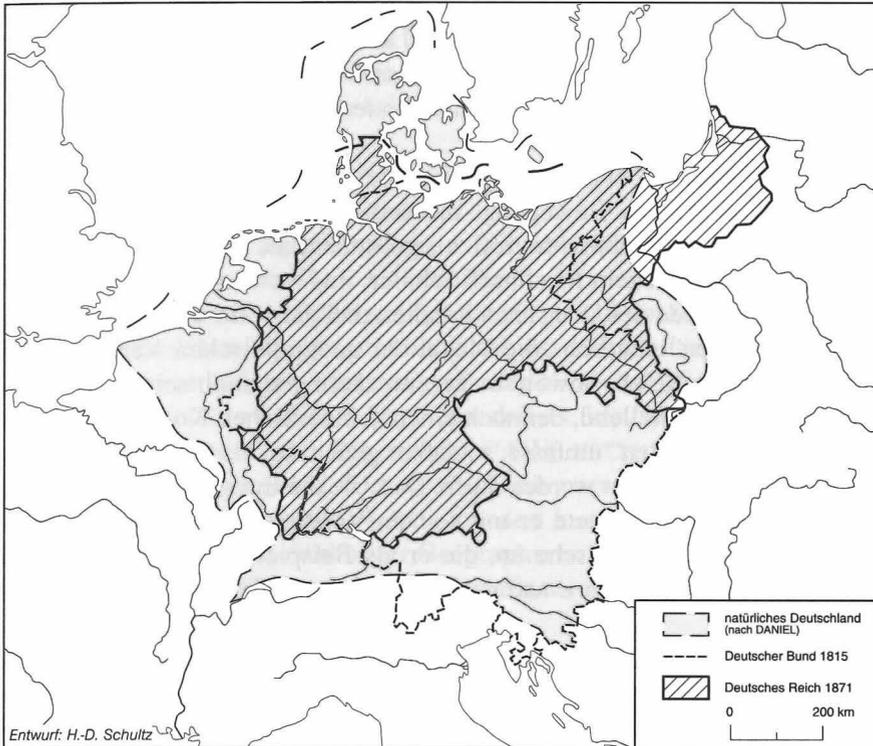


Abb. 1: Das „natürliche“ und das politische Deutschland 1815/1871

kunde) immer wieder für bündnispolitische Großraum-Phantasien gut genug war und um die Mitte des 19. Jh.s in einigen Varianten sogar auf den gesamten Donaauraum ausgedehnt wurde (vgl. z.B. KAPP 1845). Nach dem Wasserscheidenprinzip war dies nur konsequent, wobei dieses freilich auch das gesamte Flußsystem der Donau als eine eigene politische Einheit gerechtfertigt hätte (vgl. SCHULTZ 1997a).

Das neue Reich von 1870/71 zog sich dagegen weitgehend aus dem Donaauraum zurück und war deutlich kleiner als das natürliche Deutschland; dennoch kam es auch in der Geographie zu einem „affirmativen Reichspatriotismus“ (DANN 1993, 185; Herv. i.O.), der sich mit der kleindeutschen Lösung der Nationsfrage identifizierte. Entgegen aller bisherigen Tradition erklärte Alfred Kirchhoff seit Ende der 1870er Jahre den *Bismarck-Staat* zu einem *geographischen Land*. Dies Kunststück gelang ihm, indem er *erstens* den Staat dazu ermächtigte, fehlende Naturgrenzen durch politische Entscheidungen zu ersetzen, *zweitens* die ehemaligen „deutschen

Außenländer“ als eigenständige geographische Einheiten rechtfertigte und *drittens* das ältere natürliche Deutschland unter dem Namen „Mitteleuropa“ als zwar politisch verblühten, jedoch wissenschaftlich weiterentwickelten Landbegriff konservierte (zu konkurrierenden Mitteleuropa-Begriffen vgl. SCHULTZ 1997a).

Zwar machten nicht alle Geographen diesen Schwenk mit und votierten mit der *all-deutschen* Bewegung, die seit den 1880er Jahren verbandsmäßige Konturen annahm, für groß- bis größtdeutsche Lösungen, aber noch 1915 versicherte Ule, ein Kirchhoff-Schüler, im Vorwort seiner geographischen Landeskunde des Deutschen Reiches, daß die politische Entwicklung in „Mitteleuropa“ deutlich „die Macht der geographischen Verhältnisse“ spiegele und das Reich, obwohl insgesamt „kein geographisch abgeschlossenes Gebiet“ darstellend, dennoch einen „einheitlichen Komplex geographischer Landschaften“ umfasse, so daß es gleichsam als ein Land „zweiter Ordnung“ angesprochen werden dürfe. Daß Ule die Entwicklung noch nicht an ihrem Ende sah, deutete er mit seinem Verständnis für deutsch-österreichische Anschlußwünsche an, die er als Beispiel für die Tendenz der Staaten bewertete, „in *ihre* natürlichen Grenzen“ (Herv. d. Verf.) hineinzuwachsen.

Auch nach 1918 blieben viele Geographen bei der Vorstellung, daß Europa in natürliche Länder zerfiel und Deutschland eines davon war, um die *ontologisch* verankerte Gerechtigkeit der Natur gegen die *faktische* Ungerechtigkeit der Alliierten zu mobilisieren. Im deutlichen Widerspruch hierzu wurden aber vor allem Deutschlands „natürliche“ Defizite beklagt, um die Niederlage des Krieges zu verkraften.

Zwar hatte man schon sehr früh (vgl. MENDELSSOHN 1836) in der Geographie das hindernislose Übergreifen der Ebenen Asiens auf das europäische Tiefland bis hin zum Kanal registriert und in dieser Durchgangssituation ein Problem für die deutsche Nationswerdung gesehen, doch nötigte erst die militärische Katastrophe dazu, dieses morphologische *Faktum* zu einem geographischen *Fatum* zu stilisieren. Dieselbe Natur, von der man sich einerseits Hilfe versprach, wurde nun von Lautensach unter veränderter Perspektive angeklagt, durch eine „uferlose Zwischenlage“ Deutschland keinen „sich scharf ins Bewußtsein prägenden zielsetzenden Grenzsaum“ gegeben zu haben. Damit sei dem deutschen Volk „das Hineinwachsen des Staatsraumes in einen natürlichen Raum“ und eine darauf ausgerichtete Nationalerziehung versagt geblieben. Statt also einen „starken nationalen Willen“ auszubilden, habe es sich in Verbindung mit seiner „*Mittellage*“ einen „Hang zum Weltbürgertum“ angeeignet. Deutschlands mißglückte Nationalstaatsbildung ging somit aus der Sicht der Geographie auf die Mängel seiner Landesnatur zurück. „*Diese eine Tatsache*“, so

Lautensach, umfasse „*letzten Endes die ganze Tragik des deutschen Schicksals*“ (LAUTENSACH ¹⁴1929, 245f.; Herv. i.O.). So monistisch konnte man im Rahmen des Paradigmas denken und damit die politische Verantwortung für den Krieg auf objektive Bedingungen schieben, die die Politik entlasteten.

4.2 Vom klimatischen Dualismus ...

Mehr noch als das Thema der natürlichen Grenzen beschäftigte die Geographen bis zur Reichsgründung die Frage nach der *inneren* Einheit des Landes. Denn jedes Land mußte dem Paradigma gemäß ein *einheitliches* Bild seines Gesamtlebens zeigen, um als geschlossenes Ganzes zu gelten. Es kam also weniger auf den *Rahmen* des Bildes als vielmehr auf sein *Inneres* an, denn man hatte schon früh begriffen, daß die Länder an ihren Rändern meist „wie die Farben des Regenbogens“ (WILHELMI 1820, 50) fließend ineinander übergangen und dort, wo sie sich unmittelbar berührten, nur selten klare Grenzen hatten. Bezüglich des Inneren Deutschlands aber haperte es; durchgängig wird in der Geographie befürchtet, die Landesnatur könnte eher einen *Separatismus* als die Entwicklung eines *homogenen* Nationalstaats fördern.

Am Anfang dieser Tradition stand die von der Zeitgeistliteratur gern geübte Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschen, die erst durch die Gründung des zunächst rein süddeutschen Rheinbundes 1806 und das preußische Projekt eines norddeutschen Gegenbundes, später dann durch den preußisch-österreichischen Dualismus gefördert wurde. Grundtenor war, daß nur der Süddeutsche wisse, „was man so eigentlich Leben im menschlich-physischen Sinne“ nenne; denn „nur eine überschwängliche reiche Natur, wie [sie] der milde Süden“ darbiete, könne ein „Gefühl dafür erwecken“. Dafür wurde dem Norddeutschen dann *kompensatorisch* ein „höheres Streben des Geistes“ zugestanden, das ihm die Wirklichkeit durch Phantasie ersetze (REINBECK 1808, 75f.). Diese Sichtweise wurde von Madame de Staël in ihrem berühmt gewordenen Reisebericht „De l'Allemagne“ (1787) auf Deutsch erschienen, bestätigt: „Nebel und Frost seien „das natürliche Element der Männer von starker und tiefer Einbildungskraft“, dagegen sei „das gemäßigte Klima [das Klima Süddeutschlands] der Geselligkeit günstiger (...) als der Poesie“ und führe zu einem „Zustand eintönigen Wohlbefindens, der handelnder und denkender Tätigkeit außerordentlich“ (DE STAËL 1814, 47f.) schade.

Eine ausführliche, klimatheoretisch argumentierende Skizze zum Dualismusproblem lieferte 1850 J. G. Kohl, der für die „Sitten, Gewohnheiten, Ansichten und Temperamente der Menschen“ (KOHL 1850, 151f.) ebenso west-östlich ausgerichtete Verbreitungszonen unterstellte, wie sie bei Pflan-

zen und Tieren existierten. Dagegen träten in nordsüdlicher Richtung „in der Regel die größten Contraste“ (153) auf, wenngleich für Deutschland aufgrund seines Umfangs „in weniger schroffen Schattirungen“ (193).

Bezüglich des *Norddeutschen* kommt der Bremer Reisegeograph zu dem Ergebnis, daß er ein kerniger, hochgewachsener Volksschlag sei, von nordischer Kraft, blond und blauäugig, eher kühl im Gefühl, poesielos und trübsinnig, dazu zwanghaft gesellig und förmlich im Umgang. Allerdings sei er hochgebildet und zeichne sich durch Verstandesherrschaft und geistige Überlegenheit aus. Kräftiger Körper und geistige Helle, die sich im älteren Schema ausschlossen, waren kein Widerspruch mehr. Der *Süddeutsche* war bei Kohl natürlich all das nicht, sondern von gedrungenem Wuchs, braunäugig, dunkelhaarig, dazu von großer Herzlichkeit, leicht erregbar und zwanglos und last not least geringerer Bildung (vgl. ebd., 213). Wie sollte aus solchen Gegensätzen *ein* Nationalcharakter werden, zumal diese Charakter-Differenzen mit den Tendenzen des Staatenwachstums zu korrespondieren schienen? So behauptete Kohl, daß sich die „großen Staaten (...) leichter von Osten nach Westen als von Norden nach Süden verbreitet“ hätten und in ihrer Figur „in jener Richtung länger als in dieser“ (152) seien.

Sollte der deutsche Einheitsstaat vielleicht doch an Klima und Landesnatur scheitern? Während Kohl Nord- und Süddeutschland trotz ihrer Gegensätze immerhin mit zwei großen Bäumen verglich, „die sich mit ihren Wurzeln und Aesten vielfach zu einem einzigen Doppelgewächse in einander verzweigen und sich gegenseitig umschlingen“ (172), hoben andere Geographen, wie z.B. 1836 MENDELSSOHN, die völlige *Zersplitterung* Deutschlands in seinem Zentrum hervor, die nur noch mit der Griechenlands zu vergleichen sei. War Deutschland als *natürliches* Land womöglich eine Chimäre?

4.3 ... zum morphologischen Trialismus

Für den bekannten Freiburger Geognostiker Bernhard Cotta stand jedenfalls fest, daß Deutschland „wirklich nur ein künstlicher Begriff“ sei, „die Grenze zwischen andern Ländern, ein geologisches (wie politisches) Conglomerat, (...) ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land.“ Vergeblich suche man „nach einem großen centralisirenden Becken oder nach einem ganz und durchaus deutschen Hauptfluß“, so daß sich „statt einer homogenen Nation (...) eine Anzahl gesonderter Volksstämme entwickelt“ (COTTA 1854, 5) habe. Cottas Fazit lautete daher, daß die Mannigfaltigkeit des deutschen Bodens zwar zu einer „geistigen Durcharbeitung, Schmiegsamkeit und Vielseitigkeit“ der deutschen Nation beigetragen habe, „aber ebenso auch zu dem Mangel an Einheits- und Na-

tionalegefühl“ (6). Es sah also fast so aus, als hätte sich die Natur *gegen* einen *homogenen* deutschen Nationalstaat verschworen, ja, als wäre das geographische Deutschland lediglich die Negation der anderen Länder und zu dauernder politischer Zersplitterung verurteilt.

Bestärkt wurde man in dieser Sorge durch die Ereignisse von 1848/49, deren Zusammenhang mit der Landesnatur sicher schien. Wilhelm Heinrich Riehl hielt gar Cottas Hinweis auf die Parallelität von „revolutionären Volksstimmungen und örtlichen geologischen Bildungen in Deutschland“ für „mehr als ein bloßes metaphorisches Wortspiel“, um hinzuzufügen: „Wo die urweltlichen Revolutionen augenfällig am tollsten gewirthschaftet und die mannichfaltigsten Gesteinschichten neben- und untereinander geworfen haben, da konnte naturgemäß auf dem zerrissenen Terrain auch das Volksleben am frühesten zerrissen und zersplittert werden.“ Und an dieser Zerrissenheit habe die „moderne Bildung“ für die Beförderung einer revolutionären Empfänglichkeit angesetzt. Dagegen verharre „ein auf massenhaft gruppirtem Terrain heimisches, massenhaft abgeschlossenes Volksthum ungleich spröder und zäher in seiner Eigenthümlichkeit“ (RIEHL ³1856, 188).

„Massenhaft“ angelegt, weil „massenhafte geographische Gebilde“ zeigend, waren aus Riehls Sicht das „hochgebirgige Deutschland“ und das „deutsche Tiefland“, die er beide als „centralisirtes Land“ bezeichnete. Dazwischen lag das „individualisirte Land“: „Mitteldeutschland“ (187f.), dem KOHL (1850, 171) noch den Status einer eigenen Zone verweigert hatte.

Damit bestätigte Riehl die weiter voranschreitende Verdrängung des älteren *Dualismus* durch eine schon länger gebräuchliche *Dreiteilung* (vgl. MENDELSSOHN 1836, 115; ROON 1845, 98), wobei die Mittelzone von ihm als der „Indifferenzpunkt“ bezeichnet wurde, „wo die bestimmten leicht greifbaren Gegensätze des deutschen Wesens zusammenstoßen, sich kreuzen, verwischen und aufheben“ (RIEHL ³1856, 139). Hier im mittleren Deutschland stieß Riehl (ganz nach den Regeln der Klimatheorie) schon „bei jeder Meile Wegs gleichsam“ auf „eine Ecke“ und mit dem „Anblick eines neuen Landes“ auf „anders geartete Menschen“ (185). „Mitteldeutschland“, das war für ihn gleichbedeutend mit „Auflösung, Vielfarbigkeit und innerer Zersplitterung“ (135). Nicht „Einheit in der bunten Vielgestaltigkeit“ (142), wie im Norden und Süden, herrschten hier, sondern lediglich eine „sich selbst zersetzende, in's Kleinste getriebene Individualisirung“ (137).

Der im Geiste Ritters arbeitende Volkskundler schwankte freilich (wie im länderkundlichen Paradigma schon angelegt) ständig zwischen einer naturalen Determination und politisch-sozialen Erklärungen des deutschen

Partikularismus hin und her. Mal war es die Landesnatur, mal waren es die Leute (das „Volksleben“) oder die Fürsten, die von ihm für den unbefriedigenden Stand der nationalen Einheit Deutschlands verantwortlich gemacht wurden (vgl. 179ff.). So mancher Geograph aber fühlte sich durch Cotta und Riehl nun erst recht darin bestätigt, daß der deutsche Partikularismus auf die Variabilität des deutschen Bodens zurückging (z.B. KUTZEN ²1867, X, 58f.).

Mit der Reichsgründung, die für den Geographen nicht von ungefähr von Preußen, dem Staat der zentralisierenden, die Kräfte sammelnden großen Ebene, ausging, war dann zwar der deutsche Hegemonialkampf erledigt, doch hatten physisch-geographische Denkfiguren weiterhin Konjunktur und dienten z.B. Hettner in einem (aber erst 1919 publizierten) Kriegsvortrag dazu, ablehnenden Historikern die Bedeutung des geographischen Elementes in der Geschichte und speziell der deutschen klarzumachen.

Entschieden bestand er darauf, daß „die Lebensbedürfnisse, die Interessen und Wünsche der Völker, wie die Kraft, diese zu verfechten“, sich „aus der Natur der Länder“ (HETTNER 1919a, 185f.) ergäben. Es sei „ein Gemeingut der Erkenntnis“, daß die Lebensverhältnisse der gemäßigten Zone „auf das Seelenleben und den Charakter des Menschen und auf seine Arbeit und Lebensweise“, ja wohl selbst auf seine „leiblichen Eigenschaften“ einen anderen Einfluß ausübten als die der Tropen. Es lasse sich daher zeigen, „daß die ganze Geschichte der Menschheit eine klimatische Entwicklung“ (186f.) genommen habe. Je rauher die Natur eines Landes, desto später trete dieses in eine höhere Kultur ein. Noch heute sei der unterschiedliche Volkscharakter Frankreichs und Deutschlands darauf zurückzuführen, „daß jenes ein milderes, fruchtbareres, dieses ein rauheres, weniger fruchtbares Land“ sei; und auch der Gegensatz zwischem dem „weicheeren Süddeutschen und dem härteren (...) Norddeutschen“ (188), speziell dem Preußen, gehe darauf zurück. Die „Mannigfaltigkeit des Bodens“ wiederum sei „untrennbar mit [der] Zerteilung und Zerstückelung [Deutschlands] verbunden und (...) daher *die* Ursache der starken Verschiedenheit der deutschen Stämme und der deutschen Kleinstaaterei“ (197; Herv. d. Verf.). Entsprechend „länger und schwerer“ seien auch „die Geburtswehen des Deutschen Reiches“, verglichen mit der französischen und englischen Staatsbildung, gewesen.

Nach dem Weltkrieg mußte dann die landschaftliche Vielgestaltigkeit Deutschlands bei Hettner zur Erklärung der Niederlage und der November-Revolution herhalten, sozusagen als geographische Variante der *Dolchstoßlegende* (vgl. HETTNER 1919b). Aber auch die anderen Denkfiguren, wie das Bild von der geographischen Zerrissenheit Deutschlands, der feh-

lenden Zentrallandschaft im Innern und dem geographisch vermittelten preußisch-österreichischen Dualismus blieben weiterhin im Umlauf und gehörten zum Standardwissen der deutschen Landeskunde (vgl. MAULL 1933, 63).

Somit verfügte das deutsche Volk aus geographischer Sicht neben einer vom Weltbürgertum geprägten *übernationalen* auch über eine *unternationale* Bestimmung seines Gesamtcharakters, die beide durch die Landesnatur vermittelt waren. „Boden- und Lageeinflüsse“ standen, das war Konsens, in einem „gewissem Widerstreit“ zueinander und ermöglichten neben „eigenbrötlerischer Sonderung“ zugleich „vielfältige Fremdeinflüsse“, so daß es zu keinem „Ausgleich des aus dem Boden Erwachsenen“ kommen konnte und das deutsche Volk auf den ersten Blick mehr zur *Nicht-Nation* als zur Nation prädestiniert erschien. Dagegen hoben sich für den Geographen „die Völker viel jüngerer Kulturen in weit schärferen Konturen“ (MAULL 1933, 72) ab.

5 Lösungen

5.1 Einzelmotive

Von Anfang an, d.h. mit Beginn der länderkundlichen Periode der Geographie, gab es jedoch auch Ansätze, die über alle Gegensätze hinweg eine Einheit des Landes zu konstruieren versuchten. Dabei konnte man entweder vom Land oder vom Volk oder von beidem ausgehen.

Eine schon sehr früh, 1810 (vgl. BENEKE), auftauchende Idee war die einer *Dreieinigkeit* des Landes, die die Einheit nicht in einer Homogenität der Landesnatur, sondern in der *Verschiedenheit* als *Einheit* suchte. Während bei Riehl (und seinen Nachfolgern) die mittlere Zone eine Zone der *Kakophonie* war, die vom Norden und Süden aus bekämpft werden sollte, um Deutschland zugunsten einer „organischen Gliederung“ von „gesellschaftlichem“ (sprich liberal-demokratischem Gedankengut) zu befreien (RIEHL 1856, 140f.), baute das ältere morphologische Stufenmodell die Mittelgebirgszone in ein *harmonisches* Deutschlandbild ein. Dieses Bild fand als „Dreiklang“ von Alpen, Mittelgebirge und Tiefland durch Partsch (PARTSCH 1904) seine endgültige Gestalt, bei ihm allerdings auf ein größeres „Mitteleuropa“ bezogen, das bereits imperiale Konnotationen mit sich führte. Immerhin hielt sich das „Dreiklang“-Motiv, das für den Geographen in Deutschland zu seiner reinsten Ausprägung gefunden hatte, bis in die 1950er Jahre, ehe es Otremba 1955 für zwar „sinnfällig“, aber „akademisch“ (OTREMBÄ 1957, 268f.) erklärte, um erlebt werden zu können.

Eine andere Möglichkeit, die nationale Einheit Deutschlands zu fördern, bestand in der *Positivierung* des *Negativen*, wie sie Kapp in seiner „Phi-

losophischen Erdkunde“ vorgemacht hat. Einheit und Vielheit sind für ihn keine Gegensätze, sie setzten sich vielmehr (wie Körper und Glieder) wechselseitig voraus (vgl. KAPP 1845/II, 332). Für Deutschland schließt Kapp: „Gleichheit und Einheit der Sphäre und innerhalb derselben Unterschied und Gegensatz, dies ist eine Haupteigenthümlichkeit des deutschen Landes und Volkes“ (328). Was andere als große Zerrissenheit beklagten, deutete Kapp als „die größte Abwechslung harmonisch geordneter Naturformen“, die Deutschland zur „vollendeten Einheit aller sonst in diesem Erdtheil [d.h. Europa] vorkommenden Bodenformen“ (1845/II, 332f.) mache und es zu einer *organisch* entwickelten bundesstaatlichen Ordnung prädestiniere.

Ähnlich und mit deutlicher Spitze gegen Cotta argumentierte Guthe in seinem „Lehrbuch der Geographie“, daß nämlich die deutschen Landschaften keineswegs „so abgeschlossen“ seien, daß sie nicht durch wegsame Gebirge und *ineinandergreifende* Flußsysteme in „lebendigsten Berührungen“ stünden. So bildeten sie „glücklich abgegrenzte Individualitäten“, die es ermöglichten, daß sich Deutschland „wie ein organisches Wesen“ gestalten könne: „jedes Glied mit seinem besonderen Leben und doch alle für das ganze und im ganzen lebend!“ (GUTHE 1868, 545). Und während Kohl Deutschlands „nach allen Winden“ (KOHL 1873, 374) auseinandergehende Flüsse mitverantwortlich machte für seine späte Nationsbildung, lobte Ratzel an ihnen die Verknüpfung des Südens mit dem Norden wie überhaupt ihre „vereinigende Kraft“ (RATZEL 1898, 114), die er als Gegenwirkung zur Wirkung des Bodens verstand.

Diese *Positivierung* der deutschen Landesnatur ließ sich durch eine *Negativierung* der Landesnatur anderer Völker noch steigern. So gilt Frankreich als ein viel einheitlicheres Land als Deutschland, doch hatte es daraus aus Kapps Sicht keinen Gewinn gezogen. Er stellt es vielmehr vor als Musterbeispiel eines „mechanischen Staates“, dessen „unwahres, abstractes Centrum“ „alle provinzielle Lebendigkeit“ aufgezehrt habe. Im „mechanischen Staat“ herrsche die „Selbstsucht der bloßen *Centralisation*“, im „organischen Staat“ dagegen eine diese Selbstsucht „negirende, im Negieren stets neues Leben anfachende *Decentralisation*“ (KAPP 1845/II, 86f.; Herv. i.O.). Entsprechend erhoffte sich auch Guthe für Deutschland, daß die „Einigung der Nation (...) nicht nach dem romanischen Schema mechanischer Aneinanderreihung und Uniformierung“ (GUTHE 1868, 545) ablaufen werde, sondern nach dem deutschen organischen.

Leichter als die Landesnatur ließ sich das *Klima* für die Einheit der Nation einspannen. Während es (zusammen mit dem Boden) einerseits für die *Individualisation* des deutschen Volkes sorgte, diente es auf der übergreifenden Ebene als Medium zur einheitlichen *Überformung* dieser Differenz. Alles ist nur eine *Maßstabsfrage*. So besaß der Deutsche neben einem

im Völkervergleich einmaligen *Stammesgepräge*, das „nach der Landesart, hier diesen, dort jenen besonderen Bodengeschmack an sich“ (STEINHARD 1857, 147) trug, noch einen „Gesamtcharakter“, den man sich in Analogie zum gemäßigten Klima des Landes als *gemäßigten* Charakter vorgestellte: als eine Art Mischung zwischen „der Kraft des Nordens“ und „dem Feuer und der Energie des Südens“, die „die Mitte zwischen harter Gefühllosigkeit und weichlicher Empfindsamkeit, zwischen kaltem Phlegma und allzu reizbarer Empfindlichkeit und Heftigkeit“ (130) hielt.

Die durchschlagendste Möglichkeit, zu einer Integration der deutschen Besonderungen zu kommen, bot sich jedoch ausgerechnet über die Entdeckung der *fehlenden Exzeptionalität* des deutschen Landes an. Deutschland, so Ratzel, sei „nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste [Land] Europas“ und seine Macht hänge „mehr als bei Rußland, England oder Frankreich von dem Gebrauch“ ab, „den sein Volk von dem macht, was die Natur ihm verliehen hat“ (RATZEL 1898, 314).

Damit beginnt in der Geographie die Kategorie der *Arbeit* (inklusive solcher Tugenden wie Fleiß, Disziplin, Sauberkeit und Ordnungssinn) zum wichtigstes *Medium* der Überbrückung aller Sondermentalitäten im deutschen Volk zu werden. Zwar gab ihr schon Kapp eine zentrale Rolle, doch war diese noch *universalistisch* gedacht. Arbeit war *das* Mittel des *europäischen* Geistes, die Erde in eine ihm adäquate Vernunftwelt zu verwandeln (vgl. SCHULTZ 1992, 75ff.). Nun bekam sie eine nationale Tönung. Sie prägte sich *bestimmten* Menschen auf *bestimmte* Weise auf, formte sie zur Nation und verwandelte diese in eine einzige große *Arbeitsgemeinschaft*. Alle realen Ungleichheiten werden nun durch Arbeit belanglos, denn in der Arbeit zeigt sich der *Geist der Nation*, der alles zusammenhält.

Exemplarisch läßt sich das bei Maull verfolgen. Für Maull geht „der kulturliche Typus des Menschen“ „aus der Arbeit an dem Boden“ (MAULL 1933, 70) hervor; das „*Deutschtum*“ erscheint daher als Folge „der physischen und psychischen Arbeit in und an (...) [dem mitteleuropäischen] Raum“ (64; Herv. i.O.). „Klima, Wald und Bodenkargheit“ Mitteleuropas hätten dem Deutschen „ein Unmaß an Arbeit“ abverlangt, aus der er „kampfgestählt“ und materiell vorsorgend hervorgegangen sei. Vor allem aber habe er „den Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit (...) schätzen, ordnen und organisieren“ gelernt, „wenn auch bei voller Wahrung seiner Stellung als Gleicher unter Gleichen (demokratischer Grundzug)“ (71f.). So sei der Deutsche „zum Erfinder und zum Grübler, zum Beherrscher der Technik und der Wissenschaft, zur faustischen Natur“ geworden, „die ihn von dem kollektivistischen Formalismus anderer Völker deutlich“ (72) abhebe. Durch alle Zeiten hindurch hätten sich jedoch bei ihm „Waldvolkeigenschaften“ (71) erhalten.

Sichtbar wurde das Ergebnis dieser Arbeit in der *Kulturlandschaft*, die nach dem Ersten Weltkrieg in den Vordergrund des geographischen Interesses rückte. In den 20er Jahren ging sie dann terminologisch mit dem deutschen „Volks- und Kulturboden“ zusammen, der (in kompensatorischer Reaktion auf den Kriegsausgang) als die „größte Leistung des deutschen Volkes“ (PENCK 1925, 69) und als Spiegelbild „deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit“ (72) gefeiert wurde. Später wird daraus die „Volkskulturlandschaft“ (HASSINGER 1933, 520), in der man in Anpassung an die neuen Sprachgewohnheiten nach den „arteigenen Wesenszügen“ suchte, die ihr z.B. „der Aktivismus und Leistungstrieb des nordischen Menschen“ (SCHREPFER 1936, 150, 151) eingeprägt hatte. Sie sei, schwärmte Schrepfer, „das lebendigste, gewaltigste und größte Denkmal des deutschen Volkes“, ein „Gemeinschaftswerk (...) aller deutschen Stämme“, errichtet in langer Geschlechterfolge, kurz: „das sichtbar gewordene ewige Reich der Deutschen“ (155).

5.2 „Land“ oder „Volksland“?

Mit der Heraushebung der Kategorie der Arbeit als wichtigstem Medium zur *Homogenisierung* der deutschen Sonderwelten verschob sich verständlicherweise das Gewicht innerhalb des geographischen Paradigmas von der Naturseite auf die des Menschen. Man betonte, daß der Raum „an sich“ tot sei und „nur“ der „Kollektivorganismus“ des Volkes den lebendigen Teil des Staates ausmache (HASSINGER 1933, 512), und ging teilweise sogar so weit, naturräumliche und kulturräumliche Gliederungen für prinzipiell *inkompatibel* zu halten. Je nach Ausgangsentscheidung ergaben sich damit auch andere Antworten auf die Frage, wie weit die Nation *für die Deutschen* reichte. Für die *Nicht-Deutschen* bedeuteten dagegen *beide* Konzepte, daß sie im homogenen *Körper* der Nation ein *Fremd-Körper* waren und also störten.

Schon zur Entstehungszeit der Länderkunde wollte Zeune sich nicht damit abfinden, daß die gewünschte nationale *Exklusivität* seines „Ur-Deutschlands“ durch innere ‚Ausländer‘ gemindert wurde. Die Lösung war durch das Paradigma vorgegeben: Das Land lag fest, Volk und Staat aber waren beweglich und mußten sich dem Land entsprechend anpassen. Damit sich die *Fremden* in *Eigene* verwandelten, appellierte Zeune an die „lieben Teutsch-Slawen, Teutsch-Franzosen, und Teutsch-Juden“, als erstes ihre ausländischen Namen gegen deutsche einzutauschen und auf ihre eigene Sprache zu verzichten, so wie er umgekehrt von den Deutschen verlangte, „sich aller Ausländereien streng zu enthalten“ und z.B. statt von „Nazion“ nur noch von „Volk“ zu sprechen. Eine „völlige Verteutschung und Verschmelzung“ erwartete er dann von der zwar langsamer, dafür aber „weni-

ger gewaltsam“ arbeitenden „Volkserziehung“, während er den zunächst erwogenen freiwilligen Bevölkerungsaustausch bzw. die den Juden zugemutete Auswanderung wieder fallenließ (ZEUNE 1810, 26ff.).

Die grundlegende Vorarbeit für die *Assimilierung* der Fremden würde jedoch, so sah es später Kirchhoff, *vom Lande selbst* erledigt werden. Weder das Abstammungs- noch das Sprachkriterium, aber auch Renans *tägliches Plebiszit*, das er einer Lösung schon sehr nahekommen sah, reichten ihm zur Lösung des Nationsproblems aus (vgl. SCHULTZ 1995, 493); denn der Wille müsse eine „innere Berechtigung“ haben, er laufe ins Leere, wenn nicht zugleich die „umfassendste Interessengemeinschaft“ (10) vorliege. Das waren für den Geographen nicht etwa irgendwelche *subjektiven* Dispositionen und Bedürfnisse, die sich als Kollektivwillen äußerten, sondern Entscheidungen, die aus den Anforderungen der jeweiligen Landesnatur herrührten, mithin einen *objektiven* Anspruch trugen.

Nicht die Völker, sondern die *Länder* stießen aus Kirchhoffs Sicht die Nationsbildung an und betrieben eine allmähliche Abstumpfung der ursprünglichen Gegensätze. Immer wieder vergleicht er sie daher mit einer „Hohlform (...), in die der Künstler die verschiedenartigsten Volksmassen plastisch einknetete, [auf] daß in der gleichen Umrißgestalt eine Nation aus immer neuen Bestandteilen erstehe“ (KIRCHHOFF 1905, 11; vgl. auch DERS. 1887, 87). So war die Einheit des Landes die Voraussetzung und Ursache für die Einheit der Nation. In den europäischen Nationalstaaten, deren Grenzen bereits gefestigt waren, spiegelte sich für Kirchhoff „vorwiegend die Umriß- und Bodenbaugliederung ab“ (87). Der Staat vollendete nur, was der „Künstler“, die *Landesnatur*, vorbereitet hatte, die *Nivellierung* der Bewohner.

Kirchhoff hatte daher für die *Homogenisierungspolitik* des Nationalstaats ganzes Verständnis und lehnte jede irredentistische Politik als ‚doktrinären Schwachsinn‘ ab. Wer seine nationale „Ländergestalt“ auf Dauer verließ, der verließ mit dem Boden auch seine Nation. Und umgekehrt mußte, wer sich auf den Boden einer fremden „Ländergestalt“ begab, damit rechnen, amalgamiert zu werden. Es gehöre, meinte Kirchhoff, zum „Wesen des Einheitsstrebens jeder Nation“, „fremde Nationensplitter, die ins Gehege ihres Nationalstaats herüberreichen, aufzuschlüpfen“ (KIRCHHOFF 1905, 44f.). Nationen entstünden eben nicht auf der Basis eines schon vorhandenen „Gleichseins“, sondern auf dem Wege des „Gleichwerdens“ (DERS. 1894, 11). Bloße Willensbekundungen gegen eine ‚Einschmelzung‘ zählten nichts, was zähle, seien allein die *objektiven Interessen der Nation*; im Falle Elsaß-Lothringens waren dies für Kirchhoff die von der Landesnatur gebotenen Verteidigungsinteressen, nicht etwa die frühere Zugehörigkeit der Gebiete zum Alten Reich oder deren deutschstämmige Bevölkerungsmehrheit.

Zwar gestand Kirchhoff mit der Unterscheidung von „Staatsnationen“ und „kulturellen Nationen“ (vgl. SCHACH 1995, 259) in einer seiner letzten Äußerungen zum Thema zu, daß innerhalb einer „Staatsnation“ verschiedene national-kulturelle Traditionen existieren können, und in diesem kulturellen Sinne blieben z.B. die Polen für ihn eine „Nation“, obwohl sie als Staatsbürger des Deutschen Reiches „echte Deutsche“ seien; doch bedeutete dies keineswegs die Aufgabe der Homogenisierungsvision. Auch darf man sich nicht durch Kirchhoffs Aussage täuschen lassen, „Staaten wie Nationen“ seien „keine Naturerzeugnisse, sondern jedesmal Schöpfungen der Menschen“ (KIRCHHOFF 1901, 60). Gemeint war damit lediglich, daß die Ländergestalten nicht schon von sich aus Nationen abgaben. Das Gemeinschaftsbewußtsein der Menschen mußte hinzukommen. Dieses Bewußtsein aber ging, wie Kirchhoff nicht müde wurde zu betonen, auf ein elementares ‚*Bodenbewußtsein*‘ zurück. Am Boden hafteten die „materiellen Interessen“, die das „unlösbare Band (...) zwischen einer Nation und ihrem Wohnraum“ (61) knüpften.

Für die vom Volk ausgehenden Geographen war diese Lösung der Nationsfrage allerdings untragbar; denn was Kirchhoff „fremden Volkssplittern“ zumutete, das mutete er auch den Deutschen in der Fremde zu. Aus radikal ethnisch-kultureller Sicht war *Deutschland* jedoch überall, wo Deutsche siedelten und den unterschiedlichsten ‚Boden‘ in eine *deutsche* Kulturlandschaft verwandelten. Das konnte auch im Urwald Brasiliens, im südafrikanischen Trockengebiet oder im pannonischen Tiefland sein, hing also *nicht* vom Klima bzw. der Landesnatur ab, sondern allein davon, ob „die deutsche Volkheit“ dem Boden über das „Volkstum“ eine „bestimmte volkliche Prägung“ (MEYNEN 1935, 114) gegeben hatte, die sich dem Ethno-Geographen „durch eine äußerst sorgfältige Bebauung und Nutzung des Landes, durch Behaglichkeit und Sauberkeit der Wohnstätte“ und „durch eine auf weite Sicht gerichtete Planmäßigkeit in der Organisation des Raumes“ (115) offenbarte. Man ging sogar soweit, durch die zusätzliche Unterscheidung eines deutschen „Kulturbodens“ Gebiete als Deutschland auszuweisen, die von fremden Völkern, z.B. den Tschechen, bewohnt wurden, aber aus Sicht der Ethno-Geographie lediglich den deutschen Kulturlandschaftsstil kopierten.

Als Unterschied zur klassischen Länderkunde kann demzufolge festgehalten werden, daß es nicht mehr die „Ländergestalt“ war, die dem deutschen Volk diktierte, innerhalb welcher Grenzen es leben *sollte*, und auch nicht mehr die von diesen Grenzen umhagte Landesnatur, die früher die *Induktionsbasis* der deutschen Nation und des deutschen Nationalcharakters abgab, sondern umgekehrt schrieb nun das deutsche Volk mit seinem „besonderen individuellen Stempel“ (LAUTENSACH 1926, 371) dem Land (egal

welcher Natur) *die* Grenzen ein, innerhalb derer es leben *wollte*. Nicht die *äußere*, sondern die *innere* Natur determinierte. Deutschland war für die Ethno-Geographie „nicht starrer Begriff einer Geosophie“, sondern „lebendiger Volkskörper, Ausdruck lebensvollen Volkstums“ (MEYNEN 1935, 101). Seine Grenzen waren „Gleichgewichtslinien“, die dort „zum Stehen“ kamen, „wo sich die beiderseitigen Volkskräfte längere Zeit die Waage hielten“, und wieder „ins Wanken“ gerieten, sobald sich das Schwergewicht“ verschob (GRADMANN 1927, 526). Entsprechend bedrohlich erschienen sogenannte „fremdrassige Unterwanderungen“, die selbst in bäuerlichen Gebieten zu einer „Umvolkung“ (MEYNEN 1935, 101) führen könnten. Deshalb der Appell an die jenseits der Reichsgrenzen lebenden Deutschen, „stark“ zu sein „im Bewußtsein der volklichen Zusammengehörigkeit, im Glauben an den Wert des *Andersgeartetseins* als die anderen und im Einstehen eben für diese volkliche Art“ (101; Herv. d. Verf.). Aber auch nach innen hatte die völkische Nations-Konzeption Konsequenzen; denn es war mit Meynens Worten „nicht gleichgültig, ob *artfremde* Rasse als *Parasitentum* den Sippenverband eines Volkes durchsetzt“ (101; Herv. d. Verf.).

Allerdings gaben wohl die meisten Geographen mit dem Verzicht auf den physischen Deutschland-Begriff als Basis der Nation nicht gleich das gesamte traditionelle Mensch-Natur-Paradigma auf. So war für Maull Deutschland zwar ein „Produkt“ der Arbeit des Volkes und „keine naturgegebene Einheit“ (MAULL 1933, 6); zugleich aber behauptete er vom Land, es schaffe „sich in jahrtausendelanger Entwicklung sein Volk“ (70). Auch bei Hassinger blieb der „tote“ Raum über die Kategorie der „Eignung“ an der Nationsbildung beteiligt. Diese Eignung mußte freilich erst durch die Menschen „entbunden“ (HASSINGER 1933, 512) werden, die „durch die geistige Einfühlung“ in ihren Raum mit diesem eine „Synthese“ (534) eingingen. Besonders deutlich wird diese *doppelseitige* Nationsbestimmung in den 30er Jahren von Schrepfer ausgesprochen, für den „deutsche Landschaft und deutscher Mensch“ trotz aller Betonung der aktiven Rolle des Menschen weiterhin in einem „wechselseitigen Verhältnis“ zueinander standen, „das auf *gegenseitigem* Anspruch beruht“ (SCHREPFER 1936, 145; Herv. d. Verf.). „Nicht jede Rasse“ taue „für jeden Raum“; so sei z.B. im Mittelmeerraum „das Blut der germanischen Eroberer (...) in *physischem* und *völkischem Fremdland* nutzlos versickert“ (147; Herv. d. Verf.). Die Kulturlandschaft mußte daher, um für Schrepfer (wie andere) als harmonisch gelten zu können, nicht nur „artgemäße und arteigene Züge“ tragen, sondern auch „boden- und klimaecht“, „landschaftsecht und volksecht“ zugleich sein. Es mußte eine „Wahlverwandtschaft von Raum und Volk“ (150) vorliegen.

Dies war auch der Weg, den man zur Rechtfertigung der deutschen Eroberungen im Osten ging: Die *slawischen* Polen und das *mitteleuropäische* Weichselgebiet waren nicht füreinander geschaffen. Hier saß ein fremdes ‚Steppenvolk‘ auf einem von der Natur für deutsche „Waldmensch“ (GRAUL, 1941, 234) gedachten Boden. Da aber in der Natur „auf Dauer nichts zu erzwingen“ sei, „was ihrem Wesen nicht entspricht“ (GRAUL 1942, 349), habe hier auch keine echte Kulturlandschaft entstehen können, sondern nur eine ‚veröstlichte‘ ‚*Halbkulturlandschaft*‘, die von „Versteppung und Versandung“ (GRAUL 1941, 233) bedroht sei und dringend einer Aufforstung bedürfe. Damit war es aus geographischer Sicht dem deutschen Volk doch noch gelungen, sich als eines der „Leistungsvölker“ zu beweisen, die sich ihren Lebensraum „nach den Gegebenheiten der Natur“ (GRAUL 1942, 338) absteckten. Mit der kulturlandschaftlichen ‚Eindeutschung‘ des Weichselgebietes wurde nur bewußt fortgesetzt, was einst als „unbewußte Lenkung der Siedlerbewegung durch die Landesnatur“ begonnen hatte, deren Ruf „der deutsche Siedler mit sicherem Gefühl“ (349) gefolgt war.

Da war sie also wieder, die *paradoxe* Art, in der Mensch und Natur im geographischen Paradigma zur *dyadischen* Einheit einer Wahlverwandtschaft zusammengedacht wurden. Das klassische Paradigma ‚blühte‘ auch im Dritten Reich.

6 Herder again?

Paradigmen werfen lange Schatten, und so dauerte es noch bis Ende der 60er Jahre, bis die *schleichende Erosion* der traditionellen Länder- und Landschaftskunde in ein endgültiges Aus mündete und in der Schulgeographie die säkulare *patriotische Sinnvermittlung* des Faches einem problemwielernzielorientierten Unterricht Platz machte. Parallel dazu war auch das *deutsch-nationale* Selbstverständnis der Bundesdeutschen allmählich zugunsten eines *Staatsnationsverständnisses* verblaßt, doch hatte sich, wie die Gegenwart zeigt, das Problem des deutschen Nationalismus damit keineswegs für immer erledigt. Was sich zunächst auf seiten der DDR mit den bekannten Formeln „Wir sind *das* Volk“ und „Wir sind *ein* Volk“ ankündigte, ist nun wieder zu einem *gesamtdeutschen* Problem geworden: der alte Konflikt von *Bürger nation* und *ethnischer Nation*. Gestützt durch ein problematisches Staatsbürgerrecht auf der Basis des *ius sanguinis* sowie den menetekelnden *Identitäts-Diskursen* in Publizistik und Wissenschaft (für die Geographie vgl. ASCHAUER 1996), scheint sich das alte Elend des ethnischen Nationalismus in ein neues Glücksversprechen zu verwandeln.

Das Schlüsselwort dieses Glücksversprechens heißt „*Ethnopluralismus*“, das nicht zuletzt einer *Neuen Rechten* dazu dient, das Odium des Rassismus loszuwerden. So werden in bekannter Weise *Kulturen* favorisiert, die in sich *geschlossen* und *homogen* sind; nicht nach dem *Gemeinsamen* aller Menschen wird gefragt, sondern nach ihrer *Differenz*; an die Stelle der Utopie des einen *Universums* tritt ein *Ethnokultopia*, das nicht von *Individuen* mit individueller Biographie, sondern *kollektiven Identitäten* bevölkert wird. Man folgt der Devise des *Eigenwertes* der Kulturen, gibt die *räumliche* Variante des *Suum cuique* als Höchstform von *Toleranz* aus und verwirft das Menschheitliche als bloße Kaschierung einer alle lokalen und regionalen Kulturen überziehenden *Einheitskultur*. Wird die *Differenz* zwischen den *authentischen* Kulturen *multikulturalistisch* oder gar *integrativ* verwischt, so befürchtet man einen „kulturellen Völkertod“ (EICHBERG, zit. n. MEYER 1997, 47). Unter dem Stichwort „Kampf der Kulturen“ werden überdies alte sozialdarwinistische Denkmuster reaktiviert, die die kulturellen Unterschiede zu unhintergehbaren Konfliktursachen erklären, statt nach ihrer politischen Indienstnahme zu fragen.

Seit längerem hat dieses neue *Stammesdenken* aber auch grüne Wurzeln geschlagen, vor allem in der *deep-ecology*-Bewegung der USA. Die „globale Vermassung in einer seichten, von den großen kapitalistischen Zentren beherrschten Welteinheitszivilisation“ (GUGENBERGER u. SCHWEIDLANKA 1996, 150) soll durch die Schaffung von „*Bioregionen*“ rückgängig gemacht werden, in denen die Menschen durch *Wiederverwurzelung* „in Flora, Fauna und lokalen menschlichen Gemeinden“ „ein neues Gefühl für die Heimat“ gewinnen sollen (149). Definiert sind diese „*Bioregionen*“ (auf für den Geographen bekannte Weise) als „geographische Gebiete, die bezüglich des Bodens, des Wassers, des Klimas sowie des natürlichen Pflanzen- und Tierlebens gemeinsame Merkmale aufweisen und die innerhalb der gesamten planetaren Biosphäre als einzigartige Teile‘ existieren“ (11). Und wie einst die Länderkunde, so steht auch der „*Bioregionalismus* (...) in Opposition zu den staatlich festgelegten Grenzen“, nur daß er im Gegensatz zu jener nicht den Nationalstaat anstrebt, sondern diesen zu einem „allmählich entschwindenden Schattendasein“ degradieren will und als „*Zukunftsvision*“ ausgibt: „Der Staat ist zerstört, aber die Berge und Flüsse bleiben“ (151).

So wird „*Bioregionalismus*“ nicht nur „als Gegenteil des Nationalismus angesehen“, sondern radikaler noch als *Anarchismus*, doch teilen nicht alle *Bioregionalisten* die „anarchistische Wurzel“ der Bewegung; die Reformer unter ihnen können sich auch eine „*Koexistenz beider Systeme*“ (151f.) vorstellen. Als *Vision* einer *bioregionalen Weltordnung* wird die Herstellung *unabhängiger, autarker*, aber zugleich in einem Netzwerk miteinander

verbundener Gemeinschaften beschworen, die „mit ihrer Umgebung im Gleichgewicht leben“ und „kulturelle Praktiken“ entwickeln, die „über Generationen hinweg“ (165) dieses Gleichgewicht aufrechterhalten. Damit ist zwangsläufig das Problem angesprochen, wer in die Bioregion hinein darf, und wer hinaus muß, wenn sie *voll* ist (122f.).

Diese *Naturalisierung* und *Ethnisierung* der Welt durch „Bioregionalismus“ und „Ethnopluralismus“ weist, wie leicht zu sehen, frappante Ähnlichkeiten mit dem Herderschen Denken auf. Die drei Grundzüge seines Denkens – das *ethnische* Politikverständnis, die *Gleichförmigkeit* der Nationen als Voraussetzung ihres Glückes und die daraus folgende Notwendigkeit der *Abgrenzung* voneinander – sind jedenfalls auch die Grundzüge des neuerlichen ethnischen Identitätsdenkens, das gegenwärtig zu einem erheblichen Teil den politischen Diskurs bis in die Tagespresse hinein beherrscht. Insofern berufen sich die intellektuellen Vordenker der *Neuen Rechten* nicht zu unrecht auch *direkt* auf Herder, und Benno Werlen trifft zweifellos einen wunden Punkt in seinem Denken, wenn er auf strukturelle Parallelen zu völkischen Ideologien verweist (WERLEN 1995, 199ff.).

Man sollte jedoch nicht den menschheitlichen Bezug in Herders Philosophie und die Anerkennung der *Perspektivität* der eigenen Betrachtung übersehen, die keineswegs überholt sind. So gefährlich der Kulturrelativismus in seiner *Hypostasierung* des Volkes zu einem beseelten Kollektivwesen ist, so geboten bleibt die Relativierung des eigenkulturellen Standpunktes, aber zugleich auch das fortgesetzte Bemühen um *Verständigung* auf universale Maßstäbe. Das muß keineswegs zu einer Nivellierung aller Kulturen führen, bewahrt aber davor, barbarische Traditionen kulturrelativistisch gutzuheißen. Herder hat allerdings den Widerspruch zwischen den unvergleichbaren, in sich geschlossenen Kulturen und dem postulierten *gemeinsamen* Fortschritt zur Humanität der Menschheit nur unzulänglich gelöst, wohl auch gar nicht empfunden. So konnte sein Weltbild, das keinen „Kampf der Kulturen“ kannte, sondern als Utopie der Völker-Freundschaft konzipiert war, durch die Hervorhebung des *Unterschieds* leicht in das Gegenteil umschlagen und in Feindschaft enden. Denn wird zu sehr die Andersheit betont und mehr der *Abschluß* vom anderen als die *Anschlußfähigkeit* gesucht und gepflegt, so ist der Weg für einen problematischen *Ethnozentrismus*, den Herder bekämpfte, vorgezeichnet, wie nicht zuletzt die Geschichte des Nationalismus und eben auch des deutschen belegt.

Je mehr dieser zu einem *Selbstzweck*-Kult wurde und sich am *Macht-egoismus* der eigenen Gruppe orientierte, desto mehr verlor das Herdersche Konzept der Einheit in der Vielheit, das im „Chor der Andern“ „Ein‘ und dieselbe Gattung“ (HERDER, XIII, 255) vernahm, an Plausibilität und wurde schließlich durch ein darwinistisches Staats- und Nationsverständnis er-

setzt, bei dem *der ‚Kampf ums Dasein‘* darüber entschied, wer im Wettlauf um die Ressourcen der Erde überleben würde und wer nicht. Daß die Geographie, wie andere Disziplinen auch, diesen Weg mitgegangen ist und sich als Bildungsfach „mehrfach in negativer Weise exponiert“ hat, „indem sie die Aufgabe zweifelhafter Auftraggeber zu bereitwillig erfüllte“ (SPERLING 1969, 84), hat Walter Sperling schon zu einer Zeit, wo dies vielen noch als Nestbeschmutzung galt, nüchtern und präzise festgehalten. Richter über die Vergangenheit wollte er nicht sein, fragwürdige Kontinuitätslinien aber benennen und nicht einfach opportunistisch verschweigen (vgl. SPERLING 1979, 17). Für diese wissenschaftliche Redlichkeit sei ihm gedankt. Zunächst natürlich nur von mir persönlich; darüber hinaus aber, davon bin ich überzeugt, ist auch die Geographie insgesamt Walter Sperling zu solchem Dank verpflichtet.

Literatur

- ANONYMUS 1848: Die neuere Behandlungsweise der Erdkunde. In: Deutsche Vierteljahrschrift, H. 1, S. 85–105.
- ASCHAUER, W. [1996]: Identität als Begriff und Realität. In: Identität – Regionalbewußtsein – Ethnizität, hrsg. v. W. HELLER., S. 1–16 (Praxis Kultur- und Sozialgeographie 13).
- [BENEKE] 1810: Kleine Beiträge zur Erdkunde Deutschlands für Liebhaber und Reisende. Lübek.
- COTTA, B. 1854: Deutschlands Boden. 2 Bde. Leipzig.
- DANIEL, H. A. 1863: Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen. Handbuch der Geographie III, Stuttgart.
- DANN, O. 1993: Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990. München.
- DEMANDT, A. 1993: Deutschlands Grenzen in der Geschichte. München.
- DE STAËL, A. G. 1814/1985: Über Deutschland. Frankfurt a. M.
- DÜDING, D. 1984: Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847). München.
- EISEL, U. 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft. Kassel (Urbs et Regio 17).
- FINK, G.-L. 1987: Von Winckelmann bis Herder. Die deutsche Klimatheorie in europäischer Perspektive. In: Johann Gottfried Herder 1744–1803, hrsg. v. G. SAUDER. Hamburg, S. 156–176.
- FULDA, D. 1996: Wissenschaft als Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860. Berlin.
- GRADMANN, R. 1927: Zur westlichen Stammes- und Volksgeschichte. In: Rheinische Heimatblätter 4, S. 524–526.
- GRAUL, H. 1941: Das Weichselgebiet, eine mitteleuropäische Landschaft. In: Jahrbuch des Instituts für deutsche Ostarbeit. 1, S. 216–235.
- GRAUL, H. 1942: Die naturlandschaftliche Gliederung des Generalgouvernements und ihre Bedeutung. In: Zeitschrift für Erdkunde 10, S. 337–350.

- GUGENBERGER, E. u. R. SCHWEIDLENKA ²1996: Bioregionalismus. Bewegung für das 21. Jahrhundert. Osnabrück.
- GUTHE, H. 1868: Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Classen höherer Bildungsanstalten. Hannover.
- HARD, G. 1988: Selbstmord und Wetter – Selbstmord und Gesellschaft. Erdkundliches Wissen 92. Stuttgart.
- HASSINGER, H. 1933: Die Geographie des Menschen. In: Handbuch der geographischen Wissenschaft, hrsg. v. F. KLUTE. Allgemeine Geographie II. Potsdam, S. 167–542.
- HEGEL, G. W. F. 1986: Werke in 20 Bdn. Bd. 12: Vorlesung über die Philosophie der Geschichte. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt a. M.
- HERDER, J. G. 1967: Sämtliche Werke, hrsg. v. B. SUPHAN. Hildesheim.
- HETTNER, A. 1919a: Deutschlands Weltstellung. In: Staatsbürgerkunde. Arbeiten der zweiten Kriegs-Volksakademie des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung. Berlin, S. 185–202.
- HETTNER, A. 1919b: Der Friede und die politische Geographie. In: Geographische Zeitschrift 25, S. 233–235.
- HOBSBAWN, E. J. 1991, Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a. M.
- HÖSLE, V. 1997: Moral und Politik. Grundlagen einer politischen Ethik für das 21. Jahrhundert. München.
- IGNATIEFF, M. 1994: Reisen in den neuen Nationalismus. Frankfurt a. M.
- KAPP, E. 1845: Philosophische oder Vergleichende allgemeine Erdkunde. 2 Bde. Braunschweig.
- KIESEL, H. 1988: Das nationale Klima. Zur Entwicklung und Bedeutung eines ethnographischen Topos von der Renaissance bis zur Aufklärung. In: Rom – Paris – London, hrsg. v. C. WIEDEMANN. Stuttgart, S. 123–134.
- KIRCHHOFF, A. 1887: Europa im allgemeinen. In: Länderkunde des Erdteils Europa, hrsg. v. A. KIRCHHOFF, Bd. 1/1. Wien, Prag, Leipzig, S. 9–87.
- KIRCHHOFF, A. 1894: Wie Nationen entstehen. In: Zeitschrift für Schul-Geographie 15, S. 4–13.
- KIRCHHOFF, A. 1901: Mensch und Erde. Leipzig u. Berlin (Aus Natur und Geisteswelt 31).
- KIRCHHOFF, A. 1905: Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Halle/S.
- KOHL, J. G. 1850: Nord- und Süddeutschland. In: Deutsche Vierteljahrs Schrift, H. 3, S. 144–298.
- KOHL, J. G. ²1873: Die Völker Europa's. Hamburg.
- KUTZEN, J. ²1867: Das deutsche Land. 2 Bde. Breslau.
- LAUTENSACH, H. 1926: Allgemeine Geographie. Ein Handbuch zum Stieler. Gotha.
- LAUTENSACH, H. 1929: Deutsche Schulgeographie. Oberstufe. 14. Aufl. von Prof. Dr. A. Supans Deutscher Schulgeographie. Gotha.
- LISCH, G. C. F. 1828: [Buchbesprechung] In: Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 3, S. 219–233.
- LÖWENBERG, J. 1831: Das Studium der Geographie. Der Gesellschafter. In: Blätter für Geist und Herz. 116.–121. Blatt, S. 577–578, 581–583, 586–587, 593–594, 597–598, 601–602.
- LÜDDE, J. G. 1844: [Buchbesprechung] In: Zeitschrift für vergleichende Erdkunde, Jg. 2, Bd. 3, S. 150–166.
- MAULL, O. 1933: Deutschland. Leipzig.
- MAULL, O. 1938: Einheit und Gliederung Südosteuropas. In: Vierteljahrsschrift für Südosteuropa 1, S. 3–20.
- MAURER, M. 1996: Nationalcharakter und Nationalbewußtsein. England und Deutschland im Vergleich. In: Volk – Nation – Vaterland, hrsg. v. U. HERRMANN. Hamburg, S. 89–100.

- MENDELSSOHN, G. B. 1836: Das germanische Europa. Berlin.
- MEYER, T. 1997: Identitäts-Wahn. Die Politisierung des kulturellen Unterschieds. Berlin.
- MEYNEN, E. 1935: Deutschland und Deutsches Reich. Sprachgebrauch und Begriffswesenheit des Wortes Deutschland. Leipzig.
- OTREMBÄ, E. 1957: Wesen und Wandlung des Begriffs Mitteleuropa. In: Deutscher Geographentag Hamburg 1955, Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen, Wiesbaden, S. 265–273.
- PARTSCH, J. 1904: Mitteleuropa. Gotha.
- PENCK, A. 1925: Deutscher Volks- und Kulturboden. In : Volk unter Völkern, hrsg. v. K. C. v. LÖSCH, Breslau, S. 62–73.
- RATZEL, F. 1898: Deutschland. Leipzig.
- REINBECK, G. 1808: Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. Tübingen.
- ROON, A. v. 1845: Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde III/2: Politische Geographie. Berlin.
- RIEHL, W. H. ³1856: Land und Leute. Stuttgart u. Augsburg.
- ITTER, C. ²1822: Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine, vergleichende Geographie Bd. 1/1, Berlin.
- SCHACH, A. 1995: Alfred Kirchhoff – Determination versus Teleologie. Naturwissenschaftliche Geographie als Darstellung der Grundlagen nationalen Bewußtseins. In: Forschungen zur Physikotheologie im Aufbruch I, hrsg. v. M. BÜTTNER u. F. RICHTER Münster, S. 253–268.
- SCHREPFER, H. 1936: Landschaft und Mensch im deutschen Lebensraum. In: Zeitschrift für Erdkunde 4, S. 145–156.
- SCHULTZ, H.-D. 1992: Fortschrittsfreunde. Die andere Seite der Geographie am Beispiel der „Philosophischen Erdkunde“ Ernst Kapps. In: Geographie und ihre Didaktik. Festschrift für Walter SPERLING, Teil 2, hrsg. v. H. P. BROGIATO u. H.-M. CLOSS. Trier, S. 65–93 (Materialien zur Didaktik der Geographie 16.).
- SCHULTZ, H.-D. ³1993: Deutschlands „natürliche Grenzen“. In: Deutschlands Grenzen in der Geschichte, hrsg. v. A. DEMANDT. München, S. 32–93.
- SCHULTZ, H.-D. 1995: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Geographie und Nationalstaat vor dem Ersten Weltkrieg. In: Geographische Rundschau 47, S. 492–497.
- SCHULTZ, H.-D. 1997a: Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese „Mitteleuropas“ in der deutschen Geographie. In: Europa Regional 5, S. 2–14.
- SCHULTZ, H.-D. 1997b: „Deutschland? aber wo liegt es?“ Zum Naturalismus im Weltbild der deutschen Nationalbewegung und der klassischen deutschen Geographie. In: EHLERS, E. (Hrsg.): Deutschland und Europa. Colloquium Geographicum 24. Bonn, S. 85–104.
- SCHULTZ, H.-D. 1998: Herder und Ratzel: zwei Extreme, ein Paradigma? In: Erdkunde 52, im Druck.
- SPERLING, W. 1969: Stellung und Aufgaben der Didaktik der Geographie im System der geographischen Wissenschaft und im Verhältnis zur Angewandten Geographie. In: Geographische Rundschau 21, S. 81–88.
- SPERLING, W. 1979: Deutschland im geographischen Unterricht. In: Geographie und Schule 1, S. 10–26.
- SPERLING, W. 1982: Deutsche Landeskunde oder Landeskunde von Deutschland? In: Berichte zur deutschen Landeskunde 56, S. 133–149.
- SPERLING W. 1993: Von der vaterländischen Erziehung zur staatsbürgerlichen Bildung im Geographieunterricht. J.C.F. GutsMuths als Beispiel. In: Geographia spiritualis. Festschrift für Hanno BECK, hrsg. v. D. HABERLAND. Frankfurt a. M., S. 251–269.
- STAEDLER, G. L. ²1863: Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Leipzig.
- STEINHARD, S. 1856/57: Deutschland und sein Volk. 2 Bde. Gotha.

- ULE, W. 1915: Das Deutsche Reich. Eine geographische Landeskunde. Leipzig.
- WARDENGA, U. 1995/96: Emil Meynen – Annäherung an ein Leben. In: Geographisches Taschenbuch 23, S. 18–41.
- WERLEN, B. 1995: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd. 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 116).
- [WILHELM!] 1820: Ideen über Geographie. Leipzig.
- WINKLER, F. 1872: Die Abhängigkeit des Staates von den geographischen Verhältnissen seines Gebiets. Diss. phil. Fak. Jena. Dresden.
- WOLF, H. E. 1963: Schüler urteilen über fremde Völker. Weinheim.
- ZEUNE, A. 1808: Gea. Berlin.
- ZEUNE, A. 1810: Thuisikon. Ueber Teutschlands Einheit. Berlin.